

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1870

12 (10.7.1870)

Karlsruher Nachrichten.

Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint Mittwochs und Sonntags. — Monatlicher Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn 12 Kr. — Die einzelne Nummer 2 Kr.

Nr. 12.

Sonntag, den 10. Juli

1870.

3 Wasserleitung und Straßenpflaster.

Es ist gewiß eine recht schöne Sache um die Geduld, und deren Uebung oft sehr heilsam für die unzufriedenen Menschenkinder; doch gibt es Zustände, wo selbst der zähste Geduldssaden reißt. Dies ist der Fall mit der Karlsruher Wasserleitung und was damit zusammenhängt. Nachdem man die Störungen des Verkehrs und das ewige Gehämmer überstanden zu haben glaubt, wiederholt sich dasselbe nach kurzer Zeit oft zwei- und dreimal in denselben Straßen; da wird das Pflaster aufgerissen, Gräben aufgeführt und wieder zugepflastert, heute für die Wasserleitung, morgen für die Gasleitung, da werden die Straßen förmlich verbarrikadirt, daß man kaum zu seinem eigenen Hause gelangen kann! Im vorigen Spätjahr sollte das Werk bereits vollendet sein und wenn es so fortgeht, kommt noch ein weiteres Jahr heran, bevor wir die Segnungen der Wasserleitung genießen können. Daß diese in keinem Verhältnis zu den ungeheuren Kosten stehen, darüber herrscht in unserer Gesamtbewölkerung fast nur Eine Stimme. Von einer auch nur einigermaßen den Namen verdienenden Rentabilität kann besonders in den ersten Jahren keine Rede sein; der erste Fehler bestand darin, daß man sich nicht mit der Hofverwaltung einigte; ein Zusammengehen mit derselben würde die Kosten wesentlich verringert haben; dann aber ist auch die Einwohnerzahl und die Bauart der größtentheils zweistöckigen Häuser nicht von der Art, um wie in andern größeren Städten, z. B. Stuttgart, zu der bereits vorhandenen Hofwasserleitung und der des Durlacher Wasserturmes eine dritte Wasserleitung zum wirklichen Bedürfnis zu erheben. Es ist nun einmal so in der Welt: an einem Unternehmen, welches Geldopfer nöthig macht, will sich Niemand beteiligen und wir sehen daher, da das Anlagekapital verzinst und das Ganze im Betrieb erhalten werden muß, namhafter Steuererhöhung entgegen. Zu welchen Mitteln man greifen muß, um der Wasserleitung Sympathieen zu gewinnen, erhellt daraus, daß Jemand mit einem Strike der „Wassersteingefellen“ drohte! Wie viele andere gemeinnützige Werke hätten mit dem bald eine Million erreichenden Anlagekapital ausgeführt, welche dringenden Wünsche hätten damit befriedigt werden können. Die jetzt ausscheidende städtische Behörde hat uns, ohne daß es in ihrer Absicht lag, ein Vernachlässigtes hinterlassen, dessen Folgen uns noch viele Jahre empfindlich berühren werden. Schon um die Rentabilität der Wasserleitung zu erhöhen, sollte von der neu zu wählenden Behörde Alles aufgeboten werden, daß in Karlsruhe viel mehr als bisher gebaut würde und namentlich in der Langenstraße sich ganze Reihen vierstöckiger Häuser erheben. Da Geschehenes nicht mehr zu ändern ist, so sollte wenigstens — wie die Sachen nun einmal stehen — jeder Einzelne im allgemeinen sowie in seinem Privat-Interesse das Unternehmen kräftig unterstützen, so viel als möglich sich beteiligen und einige Gulden nicht ansehen, die ihm, zur rechten Zeit angewendet, für die Zukunft eine Annehmlichkeit sichern können, und die ihm doch nicht erspart bleiben würden, da bei mangelnder Beteiligung eine Nothsteuer erhoben werden muß. Einen hier zunächst eingehender zu besprechenden nachtheiligen Einfluß hat auch die Verstellung der Wasserleitung auf das hiesige Straßenpflaster geäußert: während früher alljährlich eine bestimmte Summe für Umpflasterung einzelner Straßen im städtischen Budget vorgesehen war, ist jetzt bereits ein jähriger Stillstand eingetreten und mehrere Straßen, die das Pflastern

dringend nöthig hätten (z. B. die Erbprinzenstraße vom markgräflichen Palais bis zum Friedrichsplatz, und die Zähringerstraße von der Stadtcommandantschaft bis zum Marktplatz), befinden sich in einem derartigen verwilderten Zustand, daß eine baldigste Abhilfe mehr als geboten erscheint. Ein anderer Uebelstand ist folgender: es kommt bei jeder neu gepflasterten Straße vor, daß nach einiger Zeit ein oder der andere Stein einsinkt und sich im Pflaster ein Loch bildet; wenn nun dieses jeweils verbessert wird, so kann eine mit gutem Material gehörig gepflasterte Straße eigentlich nie verdorben, wenigstens 10—20 Jahre länger erhalten werden; man sehe nun aber die zuletzt gepflasterten Straßen, z. B. die Kronen- und Spitalstraße, besonders nach einem Regen, wenn Alles aufgetrocknet ist und das Wasser in den Löchern stehen bleibt, genauer an und man wird finden, daß sich von Jahr zu Jahr die Vertiefungen und Löcher mehren, ohne daß das Mindeste dagegen geschah, trotzdem Fußgänger bei Nacht schon häufig der Gefahr nahe waren, den Fuß zu brechen. Wir glauben nicht, daß diese Vernachlässigung den Beifall des verstorbenen hochverdienten Gemeinderaths Bauz finden würde. Es ist traurig aber wahr: das Karlsruher Pflaster wird bereits dem berüchtigten Kastatt's an die Seite gestellt. Und ein Rückschritt, der bei solcher Vernachlässigung erfolgen muß, kann nicht in unsern Wünschen liegen, zumal wir zu Jenen gehören, deren Wahlpruch heißt: es lebe die Industrie, es lebe der Fortschritt!

Photographien nach der Natur. Von R. P. J.

3. Was sich schießt.

Die Frau Bezirksinspektor im Amtsstädtchen E. — die freundliche Leserin kennt sie vielleicht, sie ist eine geborene „Mayer“ — ist eine Frau, welche weiß, was sich schießt, und welche einen Unterschied zu machen versteht unter den Frauen der Amtsstadt, so gut, wie die Obersthofmeisterin unter den hoffähigen Damen der Residenz.

Die Frau Bezirksinspektor hat einen auserwählten Kaffeekranz von sechs Mitgliedern — nicht, als ob sie's nicht machen könnte, mehr einzuladen, nein im Gegentheil; sie hat außer dem blaugeblümelten Kaffeeservice von sechs Tassen noch ein anderes von zwölf Tassen, ächtes Porcellan mit Goldbrand; außerdem im unvermeidlichen Glas-Stage im Staatszimmer noch zwölf bis zwanzig Einzeln-Tassen mit den üblichen Inschriften: „aus Liebe, aus Freundschaft, aus Dankbarkeit,“ beziehungsweise aus Pflichtgefühl, aus Heuchelei, aus Sparsamkeit und dergleichen edeln Regungen einer schönen Kaffeeseele, — kurz nicht wegen beschränkter Mittel ist der Kranz so eng geschlossen, denn der Herr Bezirksinspektor stellt sich ja, die Diäten eingerechnet, auf nahezu zweitausend Gulden jährlich, für einen Staatsdiener, welcher das fünfzigste Jahr noch nicht erreicht hat, immerhin eine glänzende Stellung; und die Frau Inspektor hat ihrem Mann in die Ehe nicht nur ein sehr gutes Herz und tiefes Gemüth, sondern auch eine recht hübsche Aussteuer mitgebracht — lauter Kopfkissenüberzüge mit gestickten Einsätzen, liebe Leserin — wie gesagt, daran fehlt's nicht, aber man muß in seinem Umgang gewisse Grenzen zu ziehen wissen.

Auch der Herr Inspektor, dem von Haus aus die Etiquette nicht gerade viel Kummer verursachte, hat im Ehestand schon Manches darin gelernt, und neulich, als im Abend-Vier-Casino der Amtsstadt ein junger Referendar sich mir nichts dir nichts auf dem Platz des Herrn Gerichtsnotar,

d. h. näher gegen den Herrn Oberamtmann zu, niedergelassen hatte, worüber der Herr Gerichtsnotar so entrüstet gewesen, daß er drei Abende lang nicht erschienen war, da dankte der Herr Inspektor im Stillen Gott, daß ein solcher Verstoß nicht zu Hause bei seiner Frau vorgefallen war.

Nun, das sind immer noch Fälle, die sich vermeiden lassen, aber eine große Ceremonialfrage beschäftigt schon lange den Herrn Bezirksinspektor, und er geht mit dem Gedanken um, auf Wunsch seiner Frau sich an seinen Freund, den Major in der Residenz zu wenden, um zu erfahren, wie z. B. bei Hof diese Frage gelöst wird.

Wenn nämlich in der Amtsstadt E. Honoratiorenball stattfindet, so verlangt die Etiquette, daß Niemand im Balllokal, dem goldenen Kameel, erscheint, bevor der Herr Oberamtmann mit seiner Familie, d. h. in der Ortsprache: „s' Herr Oberamtmann's“ anwesend sind. Für die fünfzehn bis zwanzig geladenen, beziehungsweise zugelassenen Familien ist es nun immerhin die Aufgabe eines besondern Ahnungsvermögens, den Moment zu errathen, wann s' Herr Oberamtmann in das goldene Kameel hinuntergehen. Denn durch Kanonendonner oder durch Aufziehen einer Flagge diesen entscheidenden Augenblick der Einwohnerschaft anzuzeigen, das geht doch wohl nicht, und so bleibt eben nichts übrig, als dem Beispiel der Frau Bezirksinspektor nachzufolgen, welche von Zeit zu Zeit ihre Crescenz in das Kameel hinüberschickt, um fragen zu lassen, ob s' Herr Oberamtmann schon da sind, umso mehr, da der Freund Major in der Residenz trotz seiner freundschaftlichen Beziehungen zum Oberceremonienmeister für diese Frage keine Lösung zu finden wußte.

Auch soll es schon hie und da vorgekommen sein, daß die Frau Bezirksarzt mit vier tanzfähigen Töchtern in Anbetracht der vorhandenen Rechts-, Cameral-, Forst- und Ingenieurpracticanten wegen des Vorengagierens ungebührlich früh gekommen ist, in Folge dessen die einzige Tochter des Herrn Oberamtmanns die erste Tour vom Sopha aus, neben der gestrengen Mama sitzend, genießen konnte. Darauf hin soll auch von bezirksamtlicher Seite die Anregung ausgegangen sein, daß in der Amtsstadt noch ein weiterer praktischer Arzt eine sehr ausgedehnte und lohnende Praxis finden würde.

Kehren wir aber zurück zur Frau Bezirksinspektor. Sie hat heute ihren Kaffeebranz, wir treffen sie in einer gewissen Feststimmung. Sie erwartet außer der Frau Oberamtsrichter, Bezirksarzt, Domänialverwalter und Gerichtsnotar auch die Frau Collegial-Director aus der Residenz, welche sich zur Zeit bei ihrer Schwägerin, der Frau Bezirksarzt, „zum Behufe“ einer Luftveränderung in E. aufhält. Dieser zu Ehren wird heute das Service mit Goldrand in Gebrauch genommen, der Zucker wird mit silberner Zuckerrange (die Frau Inspektor hat auch noch eine goldene) aus der Zuckerdose genommen, und der Rahm wird durch einen silbernen Theesfeier in die Tassen gegossen. Die Frau Inspektor bedauert natürlich, daß der Kaffee heute nicht ganz gut gerathen sei — gewöhnlich ist er nämlich noch weniger gut — während die Frau Gerichtsnotar durch diese Bemerkung sich zur dritten Tasse verlocken läßt.

Die Frau Collegial-Director sitzt auf dem Ehrenplatz in der rechten Sopha-Ecke und blickt von Zeit zu Zeit auf den neben ihr leergelassenen Platz auf dem Sopha, während die übrigen Damen ziemlich gedrängt um den runden Tisch placirt sind.

Die Frau Oberamtmann hat nämlich absagen lassen, sei es aus wirklichem „Unwohlsein“ oder weil ihr Herr Gemahl nicht mit dem zur Zeit herrschenden Ministerium ganz Hand in Hand geht; das hätte die Frau Inspektor eigentlich von vornherein erwägen sollen; und die Frau Oberamtsrichter hatte den Ehrenplatz neben der Frau Collegial-Director ausgeschlagen, wahrscheinlich um die Trennung der Justiz von der Verwaltung auch hier zu versinnbilden; kurz, der Platz der Frau Oberamtmann blieb eben leer, weil — es der Platz der Frau Oberamtmann war, und weil die Frau Bezirks-Inspektor weiß, was sich schickt.

Der geneigte Leser aber weiß es nun auch, und der Er-

zähler bedauert nur, daß Alles, was er heute erzählt hat, genau nach der Wahrheit photographirt ist.

Leser und Erzähler aber freuen sich sicherlich mit einander, daß die Frauen-Emancipation bei uns noch nicht so weit gediehen ist, daß auch die heilige Bureaucratie in Frauenhand gelangen könnte: es hätte dieß vielleicht auch seine schöne Seite, aber vorerst lieber nicht.

Die heirathslustige Firma.

Novelle von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen hatte er den kleinen Vorgang fast gänzlich wieder vergessen, denn schon wurde sein Interesse von einem andern Gegenstande in Anspruch genommen. Unter den ausgesucht seltenen Blumen, die vor dem Fenster des Rentiers standen, war die plötzliche Hinzufahrt eines gewöhnlichen Rosenstocks eine auffallende Erscheinung. Und einen solchen gewährte Druck eines Tages — zu seiner Verwunderung; aber auch der Rentier schien verwundert, und offenbar fragte er jetzt eben die Tochter, wo dieser Rosenstock hergekommen sei, und offenbar brachte diese Frage Mathilde in Verlegenheit, denn ihr Antlitz glühte auf einige Augenblicke in noch dunklerem Rothe als die Rose. Dann bewegten sich ihre süßen Lippen in holder Beredsamkeit auf und nieder, indem sie dem Papa etwas höchst Glaubwürdiges zu erzählen schienen, und als der Alte vom Fenster verschwunden war, hob sie den Rosenstock empor, als preßte sie ihn an ihr Herz, und sog den Duft der Knospen ein, so langsam träumerisch, so tief athmend, daß Druck ihren Busen auf- und niederwogen sah. Sie schien den Rosenstock mit besonderer Vorliebe zu pflegen, und so oft sie daran roch, was täglich mehrere Male geschah, warf sie einen Blick auf Druck herab und lächelte, und der Blick und das Lächeln galten ihm und standen doch gleichzeitig auch in Beziehung zu dem Rosenstocke. Das konnte dem scharf beobachtenden Druck nicht entgehen, aber es war ein neues Räthsel für ihn. Und er gerieth immer tiefer in die Räthsel hinein, ohne nur eines davon lösen zu können, und ihre Zahl häufte sich, wie unbezahlte Rechnungen, — denn noch waren Druck's Gedanken mit dem Geheimniß des Rosenstocks beschäftigt, da fandte die Nachbarin eines Tages plötzlich wieder ein lang anhaltendes lebenswürdiges Kopfschütteln herab, welches für Druck so überraschend kam, daß er in diesem Augenblicke die Entfernung vergaß, welche ihn von der Nachbarin trennte, und indem er das eine Ohr mit der Hand umbog, ein lautes „Wie?“ herausstieß. Aus Verzweiflung schüttelte er ebenfalls den Kopf, und damit hatte er, wie Göthe's Zauberlehrling, der die leicht beschworenen Geister nicht wieder zu bannen vermag, das Mißverständniß nur noch mehr verwickelt, denn Mathilde ging auf Druck's Kopfschütteln ein und wiegte von Neuem verneinend das Haupt. Und wer weiß nun, was das wieder zu bedeuten hatte?! Druck betrachtete seine Weste, seine Ellbogen, seine Hände und jeden Finger daran, und schien wiederum alle stummen Zeugen zu fragen: was hat sie gesagt? Und wiederum saß er zu Gericht über alle Vorgänge, um vielleicht den Ansteckungsstoff zu finden, aus dem sich jene Symptome erklären ließen, und wieder fand er nichts, als daß der Briefträger im Laden gewesen, von Leiblich abgefertigt und dann in Mohrenhaupt's Haus gegangen war.

Endlich nahte ein Tag, der alle Räthsel zu lösen, alle Zweifel zu heben versprach. Die beiden Compagnons wurden vom Rentier auf einen Sonntag zum Diner eingeladen. An diesem Tage wetteiferten vier Menschen mehr als sonst, sich selbst zu übertreffen. Der sauerdöpsische Leiblich war ganz überzuckert; sein nüchternes, trockenes, blondes Haar war heute pomadetrunknen, sein stumpfer Schnurrbart war in zwei scharfe Spitzen geschliffen, der ganze Mensch gleich einem schulmeisterlich gehaltenen Liebesliede. Er ließ Mathilde keinen Augenblick aus den Augen, und er, dessen Mund sonst so wortkarg war, wußte ihr tausend schöne Dinge zu

sagen und hundert niedliche Geschichten zu erzählen. Leidlich schwitzte förmlich und sein Antlitz glühte; die Spannung in seinen Mienen verrieth den höchsten Grad von Geistesthätigkeit, als legte er eben sein Examen ab. Auch Mathilde ging heute aus sich heraus: sie machte sich mehr in der Küche zu schaffen, als sonst, setzte ihren zarten Teint den Feuer-gluthen des Herdes aus, kimperte mit dem Schlüsselbunde, wirthschaftete und half kochen und unterstützte die Haushälterin beim Auftragen der Speisen mit solchem Eifer, daß die Alte ganz erstaunt darüber war. Sie sprach nur sehr wenig mit Druck und vermied seine Blicke; ihre blauen Augen schienen mit Aufmerksamkeit an Leidlich's Lippen zu hängen, ja, sie schüttelte überhaupt den ganzen reichen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit auf den blonden Nachbar aus, und Leidlich feierte einen vollkommenen Triumph. Druck war deshalb verstimmt und insofern ging er ebenfalls aus sich heraus, denn er war heute zum ersten Male in seinem Leben bei übler Laune und ärgerte sich. Der alte Mohrenhaupt ging heute nicht minder aus sich heraus, indem er, gegen seine sonstige Gewohnheit, sein Mittagsschläschen opferte, worüber sich die drei jungen Leute im Stillen ärgerten. — Mohrenhaupt führte seine Gäste nach Tische in den Garten, und in einer Laube wurde der Kaffee eingenommen. Der Garten war klein, aber so reich an den verschiedenartigsten Pflanzengattungen, daß er als ein lebendiger botanischer Bilderatlas gelten konnte. Der Rentier kam auf die Riesen-Nelke zu sprechen und überredete die jungen Leute dahin, daß sie ihm die Wunderblume, die in dem dumpfen Gewölbe sich unmöglich erhalten könne, zur Pflege übergäben und ihm gestatteteten, sie in seinen Garten zu versetzen. Damit war für die beiden Associe's ein kleiner Vortheil verknüpft: sie durften den Garten des Rentiers wie den ihrigen betrachten, sie durften frank und frei in des Rentiers Hause ein- und ausgehen, wie eine Mutter ihr Kind besucht, das sie fremden Leuten zur Erziehung übergeben hat, und damit war ihnen der Eintritt in die Vannmeile der schönen Nachbarin zu jeder Tageszeit eröffnet. Leidlich nahm das Anerbieten des Rentiers sehr bereitwillig an. Nur Druck schwankte. Einen Augenblick wiegte er sich in dem triumphirenden Bewußtsein, daß nur ihm allein das Recht zustehe, über die Riesen-Nelke zu verfügen; einen Augenblick dachte er daran, die Blume an seinen Freund, den Gärtner, zurückzuschicken, ehe ein Anderer ihren Honigsaft aussauge — aber als er den leisen Schatten der Trauer sah, der über Mathilde's Antlitz flog, indem er im Begriff war, sein entscheidendes „Nein!“ herauszustößen, als er sah, daß er ihr eine Freude dadurch zerstören würde, da verzich er ihr die bittere Täuschung, die sie ihm heute bereitet hatte, und uneigennützig brachte er die blühende Kupplerin, die Nelke, fremdem Glücke zum Opfer. Und wenn er es noch nicht gewußt hatte, so wußte er es jetzt: daß er Mathilden liebe. Und jetzt dehnte sich sein Herz plötzlich weit aus und schrumpfte wieder zusammen, und er unterdrückte den schwersten Seufzer, der jemals seiner Brust entstieg. Und wie ein lichter magischer Mondstrahl ergoß es sich über alle die vergangenen Minuten, wo er über die Straße hinweg mit der Nachbarin Blicke und Grüße getauscht und in ihr nur die reiche Erbin erkannt hatte. Wie sie ihm jetzt in der Laube gegenüber saß, da schien ihm ein Schleier von dem Gesichte gezogen; ein Etwas an ihr hatte sich verändert, wie der Ton eines Saiteninstrumentes, wenn der Dämpfer weggenommen wird; es war ihm, als sei mit einem Male sein geistiges Ohr von einem alten fortwährenden Ohrenbrausen befreit. — Mathilde hatte sich plötzlich in nie erkannte Reize gekleidet, ihr ganzes Wesen schien geadelt. Und sie sollte für ihn jetzt verloren sein! —

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Gegenüber den früher gebrachten unsicheren Mittheilungen über ein Engagement des Hrn Hofkapellmeister Levy in München können wir nun aus zuverlässiger Quelle mittheilen, daß Herr Levy ein dergleichen Anerbieten nicht angenommen hat, mithin unserem Hoftheater erhalten bleiben wird.

— Wenn man bedenkt, mit welcher namenloser Frechheit heutzutage der Wein verfälscht wird, und zwar namentlich am Rhein, in der bayrischen Pfalz und leider auch in unserem Oberland, so muß man jene wenigen Weinhändler, deren Ehrgeiz darin beruht, einen reinen unverfälschten Wein zu liefern, doppelt anerkennen, jene gewissenlosen Weinfabrikanten hingegen, welche leider von der Strenge des Gesetzes wenig oder nichts zu leiden haben, sollten namhaft gemacht werden, denn sie sind nicht nur Spitzbuben, sondern auch großartige Betrüger, sie betrügen ihre Mitmenschen um die Gesundheit. Es ist traurig, aber wahr: die kleinen Diebe hängt man und die großen läßt man laufen. Die Weinfabrikation ist leider eine große, gewinnbringende Industrie geworden. Sie hat ihre Mysterien und hunderte von Rezepten; jeder Schmierer will den andern übertreffen. Nicht allein an den größeren Handelsplätzen Deutschlands, wie Mainz, Frankfurt und Köln, sondern auch in gewissen Weinbau treibenden Landstrichen verfertigt man Wein, in dem kein Tropfen Traubensaft enthalten ist. Die Kartoffel ersetzt die Weintraube. Man löst Kartoffelsyrup im Wasser auf, mengt diese Flüssigkeit mit Hefe an, läßt es gähren und fabrizirt Bouquet und Farbe mit Riechstoffen und Heidelbeeren oder Kirschensaft. Da solcher Wein keinen Weinstein und keine Weinsteinäure enthält, so wird Cremortartari zugefügt. Zu diesem Getränke gehört freilich ein gußeiserner Magen; es ist daher nicht zu verwundern, wenn man nach dem Weingenuße oft Uebelkeit, Schwindel oder Magenbeschwerden empfindet, während echter Wein Heiterkeit und Eklust erregt. Wir wollen schweigen von den gefärbten Rothweinen, so wohlklingend auch ihre Eitelkeit lautet; es ist ja ziemlich bekannt, daß theurer Malaga, Madeira und Roussillon aus wohlfeilen Rosinen und Regenwasser bereitet wird, wir wollen schweigen von den gallisirten Rhein- und Harbtweinen und gar vom künstlichen Champagner. Liebhaber des Letzteren dürfen es uns auf's Wort glauben, daß sie schon manchen übergegangenen „Nadenpuker“, der mit Kalk, Honig, selbst mit Trebern zu einer Gährung gebracht worden ist, für theures Geld getrunken haben. Wer daher ächtet, an den Nebstücken wirklich gewachsenen Wein trinken will, der sei äußerst vorsichtig in seiner Bestellung. In geringeren Jahrgängen wird befanntlich der arme Wein von spekulativen Produzenten durch Zusätze von Traubenzucker und Geist gallisirt oder mundgerecht — süßig — gemacht, oder denaturirt; zur Zeit der Weinlese werden diese Fälschungsmittel von gewissen Weindörfern massenhaft aufgekauft und zu der strafwürdigen Weinvermehrung verwendet. Man muß es daher doppelt anerkennen, wenn ein Wirth nur von solchen Adressen Wein bezieht, wo er der Reinheit desselben gewiß ist und jede Mischerei verachtet; diese Anerkennung verdient in hohem Grade unser Hotel Grösse, dessen reine Weine Jedermann zu empfehlen sind. Wir könnten auch Weinstuben aufzählen, von denen das Gegentheil zu sagen wäre: wir können eine chemische Analyse ihrer gefälschten Weine aufweisen, — behalten uns dies jedoch auf später vor, um den Herren Zeit zur Besserung oder Verböserung zu lassen.

— Es ist in diesen Blättern schon oft und viel über die Theuerung in unserer Stadt geschrieben worden; einen Umstand, welcher einen großen Schuldtheil an den enorm gestiegenen Lebensmitteln trägt, scheinen indes die betreffenden Herren vergessen zu haben. Da den Baden und mehrere andere Bäder entnehmen ihre Bedürfnisse an Gemüse, Fleisch u. zum großen Theil aus unserer Stadt. Man besuche nur einmal in aller Frühe die Wochenmärkte: die Gemüsehändler u. A. m. packen ihre Borräthe nicht einmal mehr aus, denn mit ihnen sind auch die sogenannten Unterhändler auf dem Markt erschienen, welche die Produkte — unbekümmert um den Preis — sofort ankaufen; daß der letztere bei einer derartigen Nachfrage an Höhe nichts zu wünschen übrig läßt, kann man sich denken und was die Unterhändler bezahlen mußten, wird uns Einheimischen dann auch abgefordert. Ähnlich verhält es sich mit den Fleischwaaren, welche zentnerweise nach Straßburg gesandt werden. Der letzterschienene Schlachthaus-Napport weist eine erfreuliche Zunahme von geschlachteten Ochsen, Kühen, Rindern und Farren auf, allein was nützt diese uns? Nichts, die hohen Preise gehen nicht mehr herab. Im Jahre 1865 wurden 4553 Stk. Ochsen, Kühe, Rinder und Farren geschlachtet, 1869 dagegen 4915 Stk., also eine Zunahme von 362 Stk.; und in der ersten Hälfte des laufenden Jahres ist die Anzahl bereits schon bis auf ca. 2470 gestiegen, so daß sich am Jahreschluß sehr leicht ein Mehr von 45 — im Vergleich zum Vorjahr — herausstellen kann.

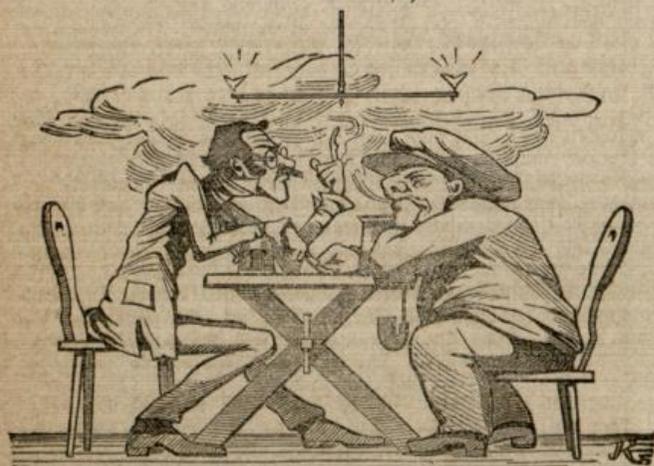
— „Noth bricht Eisen“ — das haben wir vor noch nicht langer Zeit am Ettlinger Thore gesehen, als zur Erweiterung der Passage das Eisenwerk entfernt wurde. Wir erlauben uns daher der Ansicht zu sein, daß „Noth“ auch Mauern brechen kann und daß dem Eisen auch der hölzerne Dachstuhl und alles Uebrige des Ettlinger Thores nachfolgen soll. Das Bedürfnis eines erweiterten Stadteingangs von und nach dem Hauptverkehrs-Punkt, dem Bahnhof, ist ein allgemein anerkanntes. Nicht die Annehmlichkeit, sondern die Sicherheit für die Verkehrenden zu Fuß und zu Wagen kommt in Betracht und daß diese gefährdet ist, geht schon daraus hervor, daß zur Abwendung von Unglücksfällen stets eine polizeiliche Aufsicht stattfindet, welche als optischer Telegraph den Ein- und Auskehrenden Signale für ihre Sicherheit gibt. Wenn wir auch die Annehmlichkeit, frei und ungehindert ein- und auspassiren zu können, nicht in Betracht ziehen wollen, so glauben wir doch erwähnen zu dürfen, daß es für die Passanten nicht angenehm ist, wenn sie sich in dem engen Fußweg durch die von den Strapazen des Nachtdienstes durch Herumstehen ausruhenden Krieger hindurchwinden und deren Knaster goutiren müssen, abgesehen von der unangenehmen, durch den Knaster bewirkten Ueberfluthung des Gehwegs. Also fort mit dem Hinderniß des allgemeinen Anstoßes! Ist es aber Pietät für die großartige Architektur, welche das eigentliche

Thor repräsentiren soll, und will man dasselbe als Monument der Nachwelt überliefern, nun denn, so verfähre man damit: „à la porte St. Martin und St. Denis“ in Paris, und reise wenigstens die Anbauten links und rechts weg.

Die am letzten Mittwoch im Grünen Hof stattgehabte Musikaufführung der hiesigen Grenadiermusik-Kapelle hatte eine so große Menge von Gästen in die schattigen Gartenräume gelockt, daß bald kein Platz mehr zu finden war, ein Beweis, wie zeitgemäß und willkommen derartige Abendkonzerte gerade jetzt in dieser heißen, staubigen und theaterlosen Sommerzeit sind. Die musikalischen Leistungen verdienen alle Anerkennung und von Seiten der Wirtschaft wurde Alles gethan, um hinsichtlich des Platzes und der Bedienung der wider Erwarten ungeheuern Menschenmenge gerecht zu werden. Daß auch unsere hiesige junge Damenwelt sehr zahlreich erschienen war, mag zur Belebung des Gesamtbildes wesentlich beigetragen haben und Mancher, der in Folge des eingetretenen Mangels an Stühlen keinen Sitzplatz mehr erringen konnte, hat sich durch eine Wanderung durch die heiteren und oft interessanten Tischgruppen einigermaßen entschädigt.

Zum Schrecken unserer lieben Hausfrauen wachen die Ansprüche der dienenden Geister, welchen die profaische Sprache den Namen „Dienstmädchen“ gegeben hat, von Quartal zu Quartal und häufig hört man jetzt von unseren guten Ehehälften den Ausruf: Was soll denn nur daraus werden! Ja, liebe Schwestern, der Verfasser dieses Artikels weiß es selbst nicht. Ihr müßt einmüthig zusammenhalten und jeder übertriebenen Annäherung scharf entgegenreten. Zu welchen Konfessionen habt Ihr Euch schon hinreißen lassen: da wird dem „Fräulein“ ein warmes Abendbrot mit Gerstensaft garantiert, da muß sie an jedem Abend bis zum Zapfenstreich „frei“ sein, oder aber der Schatz muß sie in der Küche besuchen dürfen und was dergleichen mehr ist. Fertigt solche wüste „Geister“ ab, nehmt sie nicht in den Dienst, dann werdet Ihr bald eine für Euch angenehme Veränderung an diesen Ramsells wahrnehmen. Um Euch aber, liebe Frauen, Schwestern, Bräute u. s. w. mit einem Vorbilde an die Hand zu gehen, wollen wir Euch ein Gespräch mittheilen, welches beim jüngsten Dienstbotenwechsel zwischen einer distinguirten Dame und einem dienstbaren Geist, welcher sich bei ihr verdingen wollte, stattfand. Die Ramsell beehrte 20 fl. Lohn, Abends warme Speisen, zum Frühstück ein Glas Wein, Gasbeleuchtung in der Küche, einen Teppich in der Kammer, und schloß endlich mit der Frage: wer die Schuhe des Mädchens putze? Als ihr die Antwort zu Theil wurde, daß dies seither jedes Mädchen selbst gethan habe, rümpfte sie die Nase, entschloß sich aber, da ihr das Uebrige wenigstens gewährt wurde, den Dienst anzunehmen. Jetzt jedoch wendete sich das Blättchen und die Dame frug das liebe Kind: ob sie Klavier spielen könne? Als diese Frage mit ziemlicher Verblüffung verneint wurde, resignirte man auf einen Dienstvertrag mit dem Mägdlein, da jedes Stubenmädchen mit solchen Ansprüchen auch musikalisch gebildet sein müsse. Die Magd schlich fort wie ein begoffener Pudel und die Dame — lachte aus vollem Herzen. Gehet hin und thut dergleichen!

Am Biertisch.



Dinteberger. Sie, Herr Biermaier, i mein als, i geb des Abunemah uff die „Karlsruher Nachrichten“ widder uff, do werd mit de Beamte zu arg umgange, des ghört sich net, des isch e Beledigung for dr g'samte Schtaat.

Biermaier. No jeh, daß d'Zhr Beamte emol Euer Theil kriegt, sell schadt gar niz, amwer daß mr uns Bäriger net emol mehr d'Elfemes gunnt, des hat me millionisch g'ärgert, i geb des Blättle wahrhaftig aa uff!

Dinteberger. Euch Bäriger ghört emol so was g'sagt, des hat mr ganz gut g'falle, un i glaab, i geb's doch vorericht net uff.

Biermaier. No wenn e wist, daß noch so G'schichte käme, wie vom Paszikelarrath, do thät e's aa noch abwaarte mit'm Abbschle.

Dinteberger. Ha, do halte mr's halt beide weiter, un dr Ein freut sich, wenn dr Ander sein Zeit kriegt!

Biermaier. So des hat jeh grad noch g'fellt bei dere Gih, jeh lenn se widder e Zeit lang d' Bedebrünnele net laafe, do muß mr jo Bier trinke, ob mr will obder net.

Dinteberger. Ja, sehe Se, wenn mr jeh unser Wasserleitung hätte, brichte mr die Bedebrünnele gar net; die Hofwasserleitung zum Weischbiel laaft 's ganz Johr ohne Unterbrechung.

Biermaier. Allerdings, aber trinke kann mr sell Wasser dr ganze Sommer net.

Dinteberger. Wann e sell wist, thäte ganz g'wis nimme immer den langsame Fortgang von unserer städtische Leitung schimpfe, do wäre mr die Bedebrünnele lang gut.

Biermaier. Ey hawwe doch schon so oft brüwwe nochdenkt, worum mr hier in Karlsruh', was doch so e gut's Klima hat, so viel Bruschtfranke henn, amwer noch nie hawwe's rausbrocht!

Dinteberger. Des will ich Jhne jeh sage: des kommt von dem vrmalebeite Durchzug, wo mr hier ausg'setzt sin!

Biermaier. Ja, wo kommt denn selder eigentlich her?

Dinteberger. Henn Se net schon Acht gewwe, daß wenn mr im e Zimmer, wo viele Thüre hat, alle uffstehn laßt, daß es hernoch ziegt? So isch's grad' a mit Karlsruh'; 's Mühlburger Thor un's Dur-lacher schtehn Dag un Nacht uff, jeh soll's do am End net ziege?

Biermaier. Dunnerweiter, un am Ettlinger Thor henn se a noch neulich d'Flügel ausg'hentt un verkaaft; des werd e schöne G'schicht gewwe, do freue me schon widder uff's Spätzjahr!

Dinteberger. Apropos, was fange se dann mit dem 100 Gulde-schuldchein an, wo se letschin bei de Bahzettel g'fundn henn?

Biermaier. Selder werd eing'rahmt un im Rathhausaal uffg'hentt, damit unsre Nachkomme später sehe, daß es zu unsrer Zeit a noch vrmögliche Leut' gewwe hat!

Dinteberger. Ja, wer werd's denn amwer unter Glas un Rahm bringe?

Biermaier. Ha no, des b' sorgt halt jeh a noch dr Glaser!

Biermaier. Jeh henn amwer d'Mannheimer a niz mehr vor uns voraus, wo Alle geborene Bürgermeischer sein welle.

Dinteberger. Wie so?

Biermaier. Ha no, mir henn jeh a Lauter Bürgermeister.

Dinteberger. Alleweil hat's g'schelt mit de Mannemer!

Biermaier. Was isch dann des alleweil for e Manier mit denne Briefmarke, wo mr bei dr Boscht kriegt, die senn jo gar net gummirt un hewe gar net uff de Brief?

Dinteberger. Ja, wisse Se denn des noch net? Seitdem mr die Freikwerke nimmer unesunscht kriegt, langt's ene a nimmer for's Gummire von de Briefmarke.

Biermaier. Ja, was soll mr denn do mache? Beim Reinwerfe in d'Brieflad' rutscht em uff einmol so e Mark runter, un dann loscht dr Brief 's doppelt un dreifach, un d'Boscht hat dr Profit davon.

Dinteberger. Des mache Se ganz einfach: wenn Se e Groschemark' uffklewe welle, laafe Se sich for vierezwanzich Kreizer arrawische Gummi-Kugle beim Zellmeth un schloze se im tabolische Kirgehähle, un bis daß Se an d'Boscht komme, isch Jhne ihr Speichel so gummirt, daß Se sechs Groschemarke mit uffbabbe kenne.

Biermaier. Jo, ah noch vollschter!

Biermaier. I möcht nor wisse, worum Dwends vom Faafische Bierkeller bis zur Gasfawrit, noch 10 Uhr sogar bis zum Mühlburger Thor nie e Latern brenne duht.

Dinteberger. Wahrscheinlich denke die Herre, daß Jeder, wo um selle Zeit heimwandelt, for d' ghörich Illmenazion schon selber sorgt.

Dinteberger. Amwer höre Se emol, was jeh alles in Amerika g'schieht, des isch wirklich merkwürdig. Kommt neulich in Chicago en Fremder in e Werthshaus un möcht e Zimmer hawwe zum Zwer-nachte, kann amwer kein's mehr kriegt un isch zwunge, uff'm freie Feld vor dr Stadt draus sich schloze z'lege. Wie 'r morgens ufwaacht, so sieht 'r, daß 'r imme Keller isch un kann net begreife wie des mag zuge-gange sein. Jeh höre Se nor emol, — „henn jo die in dr Nacht e Haus inwer en baut.“

Biermaier. So was kann allerdings nor in Amerika vorkomme; intressire dächt me's amwer doch, wie lang in Karlsruh einer uff'm Dau-platz von dr neu Badanschtalt schloze könnt, bis'r imme Bad-zuwer widder ufwaacht.

Dinteberger. Amwer höre Se emol, was jeh alles in Amerika g'schieht, des isch wirklich merkwürdig. Kommt neulich in Chicago en Fremder in e Werthshaus un möcht e Zimmer hawwe zum Zwer-nachte, kann amwer kein's mehr kriegt un isch zwunge, uff'm freie Feld vor dr Stadt draus sich schloze z'lege. Wie 'r morgens ufwaacht, so sieht 'r, daß 'r imme Keller isch un kann net begreife wie des mag zuge-gange sein. Jeh höre Se nor emol, — „henn jo die in dr Nacht e Haus inwer en baut.“

Biermaier. So was kann allerdings nor in Amerika vorkomme; intressire dächt me's amwer doch, wie lang in Karlsruh einer uff'm Dau-platz von dr neu Badanschtalt schloze könnt, bis'r imme Bad-zuwer widder ufwaacht.

Berichtigung.

Im Leitartikel: „Der Bau des neuen Lyceums“ in Nr. 11 unse-res Blattes ist ein unangenehmer Druckfehler stehen geblieben. Es soll dort in der drittlekten Zeile heißen: „Lehren“ statt Lehrern. Wir bitten dieses Versehen gefälligst zu entschuldigen.